

Nr. 224. Bromberg, den 28. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(26. Fortsetzung.)

Er war es auch, der vorschlug, dem Rudolf eine Karte zu schreiben. Es geschah, jedes malte seinen Namen darauf, der Hohlöfner hatte wieder einmal auf der ganzen Linie gesiegt. Und sein Weib hatte ihm getreulicher geholfen, als er wußte; denn nicht das ist die Hauptsache, was die Männer denken und sagen, sondern das, was sich die alten Weiber zutuscheln. Und sie sagten heute abend, daß — die Hohlofenleute ein rechtes Gotteswerk täten. —

Die Maschine war wieder vom Hofe gefahren worden. Heinrich Korn stand auf seinem Getreideboden und ließ die Augen auf den Haufen ruhn. Von denen ging sein Blick auf die Kreidestriche auf dem Balken. Er zählte sie durch und schüttelte den Kopf. Eine solche Ernte hatte der Hohlofenhof nie gehabt. Der armen Bertelessin aber war die Ernte verhagelt. Der und auch dem Ender.

Nicht der Dank gegen Gott zog den Bauern auf die Knie. Den hatte er schon am Erntefest mit einem Zehnmarkschein in den Klingelbeutel abgemacht. Und doch war es himmelweit von Rechnen und Berechnen entfernt, als der Bauer niederkniete und die Hände ganz tief in den goldenen Weizen grub. Es war — Gottesdienst. So langte er tief hinein in des Herrgotts Herz, und ob es sich auch nicht formte, ja nicht einmal in den Bereich des Sagbaren hereinragte, der Bauer griff andachtsvoll die goldenen Sonnenstrahlen, die das Jahr über gefunkelt, ließ sich den fruchtbaren Regen über die Hände rieseln, trank die heiligen Kräfte Himmels und der Erde in sich hinein, als er, ernst verklärten Gesichts, die Arme bis über die Ellenbogen in die Weizenkörner grub. Er liebkoste die Frucht, liebkoste in ihr seine Scholle und sah von unten herauf demütig dem Herrgott in die Augen. Gottesdienst auf dem Getreideboden!

Der Hohlöfner richtete sich auf, erwachte sich selber und schritt hinab. Drunten langte er nach der Zeitung und studierte die Getreidepreise. Sie waren gut. Da beschloß er, zu verkaufen. Noch nicht alles, o nein, aber soviel, daß er ... Das brauchte er niemand zu sagen.

„Mutter", rief er der eintretenden Bäuerin zu, „das Getreide steht nit schlecht. Ich denke, wir fahren morgen ein Fuder in die Stadt."

„Ist das nit ein bissel zu früh, Vater?"

„Ich denke nit."

„Hast du denn dem Mariele überhaupt schon ein Erntegeschenk gemacht?"

„Das geht mich nix an, ist deine Sache."

„Bring Geld, dann wollen wir wieder drüber reden."

„Nit zu bunt, Mutter", drohte der Bauer lächelnd.

„Nein, bloß was es austrägt", quittierte die Frau mit heller Stimme.

Heinrich Korn fuhr zwei volle Wagen in die Stadt. Als er am Abend das Geld auf den Tisch zählte, langte seine Frau nach einem Hundertmarkschein. Der Hohlöfner legte seine Hand auf die zugreifenden Finger.

„Da wird nix draus, Mutter."

„Aber Vater, es ist doch für das Mariele!"

„Es ist zuviel. Du machst mich bankerott."

„Steht ganz danach aus." Die Frau zog den Schein unter den nachgebenden Fingern hervor. „Laß dich's nit dauern, Vater. Kommt ja doch wieder auf den Hof. Ist bloß geliehenes Geld."

„Dunnerlichting", der Hohlöfner runzelte die Stirn, aber die Schelmerei saß ihm behaglich in den Augenwinkeln, „so habe ich das nit gemeint."

„Aber ich! — Brauchst nit auf mich zu warten. Ich geh bloß in das Berteles Häusel."

„Wie ist denn das überhaupt mit den Leuten? Ich denke, sie haben soviel wie nix geerntet?"

„Ist schon abgemacht, Vater. Gute Nacht."

Draußen war die Frau, und der Bauer schlug lachend auf den Tisch. „Wenn die Weiber zwei zusammenbringen wollen, dann ist eine wie die andere. Ei, ei."

Er raffte das Geld zusammen und stieg die Treppe hinauf. Sorgfältig steckte er es in die Ledertasche, die in seiner Truhe lag, griff dann in das Bettstroh und verleibte etliches dem Strumpfe ein, auf dem er fest und ruhig schlief, als seine Frau leise in die Kammer trat. Sie betrachtete den Schlafenden einen Augenblick und lächelte wehmütig. Du lieber, närrischer Mann!

Am anderen Morgen ging der Hohlöfner nach dem zum Schlagen bestimmten Waldstück. Da begegnete ihm Ender, der Waldstreu holen wollte. Er ließ den Kopf tief hängen. Der Hohlofenbauer redete ihn an und fragte nach der Ernte. Mürrisch entgegnete Ender, daß sie so ausgefallen sei, wie sie nach dem Hagelschlage habe ausfallen müssen.

„Bist schlecht daran", bestätigte ihm Korn.

Dazu schwieg Ender, so daß der Hohlöfner fragen mußte: „Ist denn sonst noch etwas? Du tust so niedergeschlagen."

„Mein Paul ist krank."

„Dein Paul? Was ist denn mit ihm?"

„Der Doktor sagt, es wäre eine Lungenentzündung."

„Herrgott", entfuhr es dem Hohlöfner, „immer was Neues, aber nix Gescheites. — Halt den Kopf hoch, Ender. Das kommt auch wieder anders."

„Bei mir nit." Der geschlagene Mann trottete weiter.

Die Freude, unter der er aus seinem Hause gegangen, war dem Hohlofenbauern verhagelt. Er kam in seinen Wald, ging von Stamm zu Stamm, schaute prüfend von unten bis in die Wipfel und beschloß, von seinem Vorhaben abzustehen. So sehr er sich darauf gefreut, dem Ziele wieder ein Stück näherkommen zu können, die Sorge um sich und seine Leute trat vor dem nachbarlichen Mitleid zurück. Wenn mich der Ender angeht, helf ich ihm, beschloß er. Ihm selber Hilfe anbieten, das ging zu weit, und Heinrich Korn empfand nicht, daß er mit seinem Gut-

meinen eigentlich auf halbem Wege stehen blieb. Er kehrte heim, und der erste Schnee sickerte.

Die Tage gingen. Still und kahl standen die Bäume in den Gärten und an den Straßen, und in den Astwinkeln ballte sich der Schnee. Das ganze Land lag da in weißer Reinheit. Hungrige Krähen schweiften über die Fluren, aber sie wagten sich noch nicht in die Höfe. Anders die Goldammern und Haubenlerchen. Wenn der Bauer den Tauben das Futter streute, waren sie da, und wenn die Bäuerin die Hühner fütterte, holten sie sich ihr Teil. Man freute sich ihrer, und man freute sich der Meisen, die in den Gärten die Zweige absuchten.

Winter ist stille, aber nicht tote Zeit auf dem Dorfe. Der Hohlöfner schritt jetzt gern, die Flinte in der Hand, über die Felder, Hasen zu schießen, saß dann und wann an den Abenden mit den Nachbarn zusammen und hatte sein Gleichgewicht wiedergefunden. Er plauderte auch zuweilen von seinem Sohne, der jetzt in der Gießerei war. Das war durchaus in der Ordnung. Den Zufall wußte der Bauer als planmäßige Entwicklung zu deuten. Es hatte gar nicht anders kommen dürfen.

Auf dem Hohlofenhofe fand sich jetzt öfters ein Gast ein, den die Bäuerin jedesmal gern willkommen hieß. Sie hatte den jungen Lehrer eines Tages einfach auf der Dorfstraße angeredet und ihn gefragt, was er denn an den langen Winterabenden mache.

„Ich lese", war die Antwort gewesen.

Darüber hatte sich Minna Korn entrüstet. „Immerzu lesen? Das verdirbt die Augen und tut Ihnen auch sonst nit gut. Sie müssen mehr unter die Leute gehen."

„Wohin soll ich denn gehen? In das Wirtshaus?"

„Dann und wann ist's nit verkehrt, aber warum wollen Sie nit auch zu uns kommen? Da ist weiter niemand als mein Mann und ich und das Mariele, aber die kommt nit immer."

„Wenn ich kommen darf, dann tue ich's gern."

„So müssen Sie nit sagen. Kommen dürfen! Mein Mann weiß so manchmal nit, was er machen soll."

Da saß denn der junge Mensch am Tische des Hohlöfners, Heinrich Korn saß ihm gegenüber, die Bäuerin und das Mariele spannen, und die Räder schnurrten lustig.

Die Männer führten keine tiefgründigen Gespräche, aber der Bauer ließ, wenn er merkte, daß der junge Lehrer zu husten begann, gern die Pfeife ausgehen und entbehrte nichts dabei. Sie plauderten von der Stadt, aus der der Lehrer kam, und in der Rudolf war, und es mochte wohl die tiefe, lange Stille sein, die den jungen Menschen erwartete, daß er die feinen Untertöne des Lebens deutlicher vernahm und sein Urteil weiser und ruhiger war, als es die Jahre rechtfertigten.

Schon nach wenigen Abenden hatten sie den Weg gefunden, auf dem gemeinsam zu gehen, ihnen Herzensbedürfnis war. Zwischen ihnen lag ein Brief, den Rudolf geschrieben. Er hatte von dem Ernst und der Vielgestaltigkeit der Arbeit berichtet und dankbar Grete Frieders genannt, die ihn dahin und dorthin wies, zu hören und zu sehen.

„Wenn er wiederkommt", sagte der Hohlöfner stolz, „wird er das Dorf schon durcheinander rütteln."

„Hoffentlich versucht er das nicht", entgegnete Lehrer Siebert.

„Warum nit? Dazu ist er fortgegangen, und wir haben viel zu viel faule Köpfe. Denen tut es not, daß sie munter gemacht werden."

„Wenn er wiederkommt", sagte der Lehrer leise, „gehe ich."

„Dummes Zeug", wehrte der Bauer. „Das ist keine Art, mit fünfundzwanzig Jahren vom Sterben zu reden."

Siebert lächelte. „Also reden wir nicht mehr davon. — Aber mit Ihrem Sohne würde ich gern einmal sprechen."

„Dazu ist bald Gelegenheit. Er kommt zu Weihnachten, aber Sie dürfen ihn mir nit kopfscheu machen."

„Das werde ich nicht tun, und wenn ich ihn recht beurteile, wird er, was ich ihm sagen möchte, selber wissen."

„Was wollen Sie ihm sagen?"

„Daß er vorsichtig sein soll, hier wie dort. In der Stadt schlagen sie ihm die Knochen entzwei und ..." Der Hohlöfner lachte. „Dazu gehören zwei, einer, der schlägt und einer, der sich schlagen läßt. Und Rudolf müßte nit mein Junge sein, wenn er nit auf eine Backpfeife zwei setzte."

Lehrer Siebert lächelte. „Wie denken Sie sich eigentlich die Art, in der er in der Stadt Einfluß auf die Leute gewinnt?"

„Wie ich mir das denke? Er soll auf den Tisch hauen und ihnen sagen, wieviel hundertmal ein Schwein gefüttert werden muß, ehe es drei Zentner wiegt."

„Gut. Und?"

„Und wie unser Tag fünfzehn und achtzehn Arbeitsstunden hat."

„Hm. Dabei muß er schon vorsichtig sein."

„Und wie eins auf das andre angewiesen ist."

„Das ist wieder richtig."

„Und daß sie sich nit verhetzen lassen sollen."

„Dann schlagen sie ihm die Knochen entzwei. — Herr Korn, so, wie Sie sich das denken, täte Rudolf weder sich noch der Stadt noch dem Dorfe einen Dienst. Ein Saal voller Menschen ist nicht die Stätte der Vernunft. Wollte er in der Stadt mit seiner Weisheit an das Rednerpult treten und über die Köpfe das Gegenteil dessen donnern, was die Leute hören wollen und was als Zündstoff unter ihnen liegt, dann würden ihn hundert Fäuste zugleich hinauswerfen. Und wollte er es auf dem Dorfe tun, dann würde ihn niemand mehr für einen Bauer ästimieren. So geht das nicht. Ein kluges, mäßiges Wort ist angebracht und läßt die Leute aufhorchen. Die Gebärde des Reformators aber ist überall am falschen Platze. Ich sehe nicht mehr als Erlebnis der Lehrzeit Ihres Sohnes, als daß der einzelne wieder den einzelnen gewinnt. Von dem einzelnen aus muß die Sache langsam wachsen. Tropfen geben den fruchtbaren Regen. Wenn es regnet, als wenn Mulden ausgeschüttet würden, dringt nichts in die Erde. Wir kriegen nur Hochwasser. Wenn es aber leise und langsam sickert und rauscht, dringt jeder Tropfen ein, die Felder trinken sich satt, die Halme und die Ähren wachsen, und kein Bach wird zum Unhold. So muß die Arbeit hüben und drüben getan werden, und es ist schon viel gewonnen, wenn der gute Wille da ist, einander zu verstehen und gerecht zu werden. — Das wollte ich Ihrem Sohne sagen, aber es wird nicht nötig sein. Er hat seine kluge Freundin in der Stadt, und er wird selber genug gesehen und gehört haben."

Der Hohlofenbauer sah den jungen Mann nachdenklich an. „Hm, das ist freilich anders, als ich mir das gedacht hatte."

„Bei dir soll es im Sturmschritt gehen, Vater", sagte die Bäuerin vom Spinnrade her.

„Wenn auch das nit grade, aber das andere ist gar zu langsam."

„Dafür gründlich", entgegnete der Lehrer.

„Dunnerlichting", der Hohlöfner schnaufte, „darüber sterben wir ab."

„Und die nach uns auch noch, und noch eine Reihe von Geschlechtern", kam es eindringlich aus Lehrer Sieberts Munde.

„Dann hätte Rudolf überhaupt nit in die Stadt zu gehen brauchen."

Der Bauer war so befangen in den ernsten Erwägungen, daß er abermals die Ursache vergaß, und Dichtung ihm zur Wahrheit ward. Die Bäuerin lächelte und nickte ihrem Manne vielsagend zu.

Lehrer Siebert aber beruhigte den Bauern. „Herr Korn, der Gewinn wird größer sein, als Sie meinen. Ich wollte nur, das Beispiel bliebe nicht ohne Nachahmung, und zwar von beiden Seiten her. — Nun will ich heimgehen. Morgen bringe ich die Dorfchronik mit, ein andermal wollen wir von dem Werden des Bauernstandes reden, und dann kommt der Arbeiter dran."

„Herr Lehrer", rief der Hohlofenbauer, „können da nit auch ein paar andere Männer dazu kommen?"

„Ich kann den Rauch nicht gut vertragen", wehrte Siebert verlegen ab.

„Es wird auch nit geraucht. Dafür will ich sorgen."

So saßen denn an den kommenden Abenden fünf, sechs Männer um den Tisch des Hohlofenhofes, hörten, tauschten ihre Meinungen aus und waren die Ackerfelder, in die hinein eine treue Hand Samen wirft.

(Fortsetzung folgt).

Gruß an den Genius.

Skizze von **Th. Vogel-Schweinfurt.**

Der fürstbischöflich salzburgische Hofmusiker Leopold Mozart war an den Kanonikus Müller in Würzburg bestens empfohlen, und da er nun mit dem jungen Wolfgang Amadeus auf der Fahrt nach dem goldenen Mainz durch die schöne Bischofsstadt am Main kam und für eine Nacht und einen Tag dort Quartier nehmen mußte, konnte er darum mit viel Behagen die Gastfreundschaft des geistlichen Herrn genießen.

Noch am Abend des Tages, an dem die Mozartsche Reisekutsche durch das Ochsenfurter Tor in die holprigen Gassen Würzburgs hingerollt war, führte der Kanonikus seine beiden Gäste ein wenig in der Stadt herum. Er zeigte ihnen den Dom und die neue Residenz des Herrn Balthasar Neumann, und er führte sie zum Schluß solchen feierabendlichen Ganges noch mit in Sankt Burkhardt, wo er von alters her einen Ansitz hatte und zum Nachtläuten sein Gebet zu verrichten pflegte.

In dem ein wenig düstern und geheimnisvollen Dämmer des Kirchenschiffes waren nur wenige Beter. Das Würzburger Volk liebt es nicht, nach der in die einsamen und grauen Mauern der Festung unfreundlich hineingebauten Burkhardter Kirche zu gehen.

Aber den Mozarts war diese düstere Stimmung der kleinen, verborgenen Kirche gerade recht: Sie waren mit schlechten Nachrichten von Hause weg gefahren und von der langen Reise ermattet. Sonderlich der junge Wolfgang Amadeus, der lang aufgeschossen und schmalgesichtig neben dem Vater auf der Orgelempore stand, fühlte sich wundersam heimisch und vertraut in diesem geschlossenen Raume.

Er sah, wie das spärliche Licht des Abends in den schmalen Kirchenfenstern brach und golden flimmernd über die Bänke und über die alten Altäre hinspielte. Da und dort leuchtete im Dunkel irgend eine metallene Figur auf, und er ließ seine Blicke wandern, bis sie schließlich auf einem holzgeschnitzten Wandschrein hängen blieben.

Der Wandschrein stand den abendlichen Fenstern gegenüber; darum war das ganze Licht, das sie herein ließen, auf ihm vereinigt. Beinahe körperhaft wuchsen die geschnitzten Gestalten aus dem Schreine heraus und in dieses goldene Licht hinein, schienen Leben und Seelen zu gewinnen. Es lag wie eine seltsame Traurigkeit über diesen warmen Gesichtern, daß der junge Mozart nach seinem Herzen greifen mußte. Die Gestalten da unten an dem dunklen und doch leuchtenden Schreine schienen zu ihm in dieser feierlichen, abendlichen Stunde zu sprechen. Er vermeinte irgend woher eine Stimme zu hören, die Stimme eines unbekannten Meisters, der ihm aus Weltenferne die Hand hinzustrecken schien und der ihn hier in dieser dämmerigen Kirche grüßen wollte.

Dem jungen Wolfgang Amadeus wurde es seltsam ums Herz. Er spürte beinahe körperlich diesen Gruß und diese fremde und dennoch so vertraute Seele. Er konnte seine Blicke fast nicht lösen von dem Bildwerk dort unten in der Tiefe des Kirchenschiffes, und da er sie hob, war es nicht Zufall und von ungefähr, daß sie auf der Orgelbank neben ihm haften blieben. Er fühlte, daß er jenen Gruß erwidern müsse. Mit einem bittenden Blick zu dem Vater, der seinem Kinde schon oft in solchen einsamen, feierlichen Stunden hatte dienen müssen, schritt er langsam auf die Orgelbank zu, schob den Deckel hoch, griff die Register. Und der Vater trat in die Bälge und hob an sie zu bewegen und mit Luft zu füllen, damit Wolfgang Amadeus spielend den Gruß erwidern konnte.

Wolfgang Amadeus Mozart spielte, und es war just wie lachender Maiensonnenschein; Blumen und Gräser sprießten; sanft war die Melodie, sanft und wohlgeschlungen wie die Biegungen des Baches im Tal. Der Himmel lachte blau drein in dieses helle Wasser und in diese freundliche Musik. Aber dann zogen die Wellen am dunklen, schattenvollen Waldrande dahin, und was sich in ihrem glatten Spiegel zeigte, war verschatteter Ernst und schon dunkleres Gewölke. Ein Rauschen kam aus diesem hohen, schweren Forst, spielte in den Kronen und zog von fernen Wäldern und Bergen daher, gewann in den Tönen und in den Registern des jungen Wolfgang Amadeus Gestalt und Sprache. Da fluteten die Töne durch die Kirche nicht mehr, als ob sie von dem in ein Kind verzauberten Genius geschöpft worden wären, sondern als ob heimliches Meistertum vergangener Jahrhunderte von den Menschen spräche. Von den Menschen, die da ausziehen und Freude und Glück und Seligkeit suchen und die durch blumige Auen wandeln und im Schatten der hohen Bäume und im dunklen Gewölk der Jahre und zu denen dann Gott redet. Aber Gott redet nicht nur in milden Tönen, sondern er ist auch ein gewaltiger Gott, der in den Gewittern spricht und Urmächten und der nun in dieser kleinen, dämmerigen Kirche aus flutender Töne Gewalt zu sprechen begann: Von den Schmerzen der Welt, von den Leiden des Himmels, von Menschseinmüssen und Leidenmüssen und Schmerzentragenmüssen, dieser Gott redete in den Tönen des jungen Wolfgang Amadeus Mozart in der gleichen urmächtigen und geheimnisvollen Sprache wie die Gestalten und Formen des alten Holzschreines da unten in der Tiefe des Kirchenschiffes.

Dann wurde die Musik schwächer und leiser und verstummte. Wolfgang Amadeus schien aufzuwachen aus heimlicher Zwiesprache. Dankend nickte er dem Vater zu, ein wenig verwundert dem Kanonikus, der mit ausgestreckten Händen auf ihn zu getreten war. Er schien die Worte des erregten Mannes nicht zu verstehen. Ihn drängte es die Treppe hinunter und auf die Steinfliesen des Kirchenschiffes und hinüber nach dem seltsamen, noch immer durch die dämmerige Kirche leuchtenden Holzschreine. Dort stand er versunken eine lange Zeit, und wie aus weiter Ferne ward er endlich der Worte des geistlichen Herrn bewußt: „Habt Dank für Eure Kunst, habt Dank, junger Meister der Frau Musika. Ich habe noch nie so zu Gott gebetet wie im Strom Eurer Harmonien . . .“

Was einst der Schwager erzählte.

Vergessene Postkuriosa aus der guten alten Zeit.

Mitgeteilt von Hans Hillebrand.

Fällt der Apfel weit vom Stamm?

Der Landesökonomie-Commissair R. reiste zu jener seligen Zeit, da jedes Reichsgräflein noch sein besonderes Postwesen hatte, mit Extrapost eines Nachts durch eine entlegene Gegend des deutschen Landes, in der sich ein noch ziemlich wohlerhaltener Galgen auf einer kahlen Anhöhe befand. Kein Lüftchen regte sich. Hell und grausam beschien der Vollmond die Schreckensstätte. Wie behext starrten Fahrgast und Postillon eine Weile auf den Galgen. Nur um das schauerliche Schweigen zu unterbrechen, fragte der Commissair den Schwager: „Kann Er mir wohl sagen, wer hier zuletzt gehenkt worden ist?“ Der Postillon, ein rauher, ungeschlachter Bursche aus dem Orte der Posthalterei, drehte sich auf seinem Kutschbock um und sah dem Commissair, der sich weit aus dem Wagen herausgebeugt hatte, böse ins Gesicht. Einen grimmigen Fluch stieß er durch die Zähne, knallte laut mit seiner Peitsche, daß die Pferde verstört aus ihrem behaglichen Zotteltrab fuhren, und meinte so beiläufig: „Ja, Herr, dat will ick Sei seggen; dat was mien Vadder. Hei was woll 'n Totschläger, doch sünst kein slechten Minschen. Slechte Lüd har'n em verpetzt (angezeigt).“ — „So, so!“ hüstelte der zarte Herr Landesökonomie-Commissair. Ein kalter Schauer fuhr ihm durchs Gebein. Mißtrauisch betrachtete er den Stiernacken und die nervigen Fäuste des Vordermannes. Wo der hinschlug, da wuchs kein Gras mehr. Als R. dann nach mehrstündiger Fahrt an der nächsten Haltestation mehr tot als lebendig aus der Kutsche herauskletterte und ihm der Postmeister mit der Stallaterne ins Gesicht leuchtete, hatten Schweißbächlein der Angst tiefe Rinnsale in die gepuderten Wangen des armen Reisenden gegraben.

Aber Herr Abgeordneter!

Ein Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung schrieb an die Wahlmänner seines Stimmbezirks, sie möchten ihm vertrauensvoll Petitionen über ihre Wünsche zukommen lassen. Damit aber das Porto nicht zu hoch ausfiele, sollten sie auf die Adresse setzen: Reichstagssachen ohne Wert. Undank ist der Welt Lohn. Dieser ehrliche Abgeordnete wurde später nicht wiedergewählt.

St. Bürokratius galoppiert.

Zwei württembergische Soldaten, geborene Ellwanger, kamen Anno 1814 aus Frankreich zurück und blieben gut

zehn Meilen von ihrer Heimat todmüde liegen. Sie hatten sich die Füße derart wund gelaufen, daß an ein Weiterkommen vorerst nicht zu denken war. Aus einem Spital gaben beide ihren Angehörigen Nachricht von ihrem elenden Zustand. Nun, die armen Leutchen daheim — sie hatten auch nicht gerade viel zu beißen — sammelten eilig einige Taler, Kleider, Hemden und Würste und schickten diese Gaben als Päckchen durch einen Tagelöhner ab, der aus reiner Gefälligkeit den Liebesdienst umsonst zu leisten sich erboten hatte. Unterwegs hielt unglücklicherweise ein Landdragoner den Boten an, untersuchte dessen Päckchen und beschlagnahmte es kurzerhand. Außerdem erstattete er Anzeige. Dieser „Postbetrug" nahm seinen Weg durch mehrere Instanzen, bis schließlich der Reichspostmeister von Rechtswegen erkannte: „Da nach der Allerhöchsten Postordnung das Päckchen dem königlichen Postwagen hätte anvertraut werden sollen, so sei der Delinquent schuldig, plaevia confiscatione den hundertfachen Werth zu ersetzen." Das Urteil ward ungeachtet des Berichts des zuständigen Oberamtmannes für rechtskräftig erklärt, der auf die Bettelarmut der Geber, Soldaten und des Boten hinwies. Die Soldaten und ihre Angehörigen gingen straffrei aus, der hilfsbereite Kurier aber mußte seine Strafe „durch persönliche Arbeit abverdienen."

Schlechte Zeiten.

Immer wieder wurde in der guten alten Zeit der „hochbefreiten Postregalien" Klage über das teure Porto erhoben. Ein Bittsteller, der sich die Fürsprache eines Amtsrats sichern wollte, aber kein Geld für das Porto aufbringen konnte, adressierte folgendermaßen: An den Herrn Amtsrath L. Wird gebeten, den Brief frei zu machen, es sind schlechte Zeiten. — Ein Spaßvogel, der eine fingierte Adresse gewählt und seinen Namen als Absender wohlweislich verschwiegen hatte, schrieb auf den Umschlag eines Briefes, den er der Post durch einen Hosenmatz übergeben ließ, die ironischen Worte: „An den Polizei Inspektor A. in Halle. Herrschaftliche Poltzei Diebstahls Sache. Dieser Brief soll so lange auf der Post liegen, bis er sich selbst abholt." Womit er die Findigkeit und Geduld der Post auf eine harte Probe stellte.

Der Herr Postsecretair hat's schwer.

Dienst am Kunden! heißt heute ein Losungswort der Post. Daß es früher auch umgekehrt sein konnte, beweist ein ergötzlicher Vorfall aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Bei der Feldpost in Flensburg gab ein junges Mädchen einen Brief ohne Anschrift zur Post. Auf die Frage des Beamten, welchem wackeren Krieger denn der Brief zugestellt werden sollte, antwortete die Maid verschämt: „Ach, der Herr Postsecretair haben ja so viele Briefe fortzuschicken, und das macht Ihnen gewiß viel Mühe. Drum hab' ich meinem Bräutigam in dem Brief geschrieben, daß er ihn sich abholen soll. Er kann fix laufen." — „Das glaub' ich wohl", lachte der Beamte behäbig, „aber von Hadersleben oder Alsen bis Flensburg ist's doch 'ne tüchtige Ecke. Ob wir Ihrem Bräutigam nicht doch lieber den Brief mit der Feldpost hinschicken?" — „Wenn der Herr Postsecretair meinen", knixte artig das Mädchen und nannte geschwind den Namen seines Herzallerliebsten.



Bunte Chronik



* **Mussolini verbietet den Damen das Rauchen.** Wie bekannt, hat Mussolini seit langem einen Feldzug gegen die Freiheit der Frau veranstaltet. Seine letzte Großtat auf diesem Gebiet ist das Verbot für Frauen, in der Öffentlichkeit zu rauchen. Eine Dame, die sich in einem öffentlichen Lokal erlaubt, eine Zigarette anzuzünden, kann sofort eingesperrt werden. Das erste Mal ist die Polizei allerdings rücksichtsvoll gewesen. Die erste Fau, die die Strenge des neuen Gesetzes sozusagen am eigenen Leibe zu spüren bekommen hat, war die bekannte Mailänder Schauspielerin Maria Alessandri. Sie zündete eine Zigarette in einem Restaurant an, in dem sie gefrühstückt hatte, ohne sich etwas dabei zu denken. Kaum hatte sie aber den ersten Rauch ausgeblasen, als zwei starke Polizisten ihr unter die Arme griffen und sie durch die ganze Stadt zur Polizeistation führten. Maria Alessandri bekam eine Geldstrafe von 200 Lire auferlegt, da der Polizeipräsident von einer Gefängnisstrafe beim ersten Male absah.

* **250 000 Besucher allwöchentlich im Kino.** Gelegentlich einer Tagung von Vertretern der Kinogesellschaften in England erklärte der Vorsitzende, M. John Maxwell, daß der sprechende Film eine merkliche Steigerung der Kinobesucher zur Folge habe. Ungefähr 250 000 Personen besuchten jede Woche die Kinovorstellungen. In England beträgt der in den Kinos vereinnahmte Betrag jährlich 80 000 000 Pfund, in den Vereinigten Staaten 400 000 000 Pfund, in der ganzen Welt steigt der Betrag bis 750 000 000 Pfund, gleich 15 Milliarden Mark. Die Unkosten beim Versand der Filme in der ganzen Welt werden mit 35 000 Pfund berechnet. Das Verleihen von Filmen bringt in England jährlich 800 000 Pfund ein.



Rätsel-Ecke



Uhren-Rätsel.



1— 4 Menschenrasse
2— 4 Köperteil
8— 9 Verhältniswort
11—12 pers. Fürwort
5— 7 Knecht
7—10 Person
8—12 Volk
10—12 Geschlechtswort
1—12 = ?

*

Besuchskarten-Rätsel.

Dr. H. Schmuh

Aachen

Der obengenannte Mann würde den Namen mit Recht tragen — wenn er so hieße. Aber wir haben es hier gar nicht mit einem Doktor zu tun; sein wirklicher Beruf ist ein ganz anderer. Versetze die Buchstaben der Besuchskarte in der richtigen Reihenfolge zu einem Wort, das dir den wirklichen Beruf des Mannes nennt.

*

Rätsel.

Geworfen wird er überall
Und läßt sich doch nicht fangen;
Er fällt auf alles, doch der Fall
Verursacht keinem Bangen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 217.

„Was man jetzt oft hört": Es geht unter aller Kritik.

*

Silben-Rätsel: Thor, Wald, sen = Thorwaldsen.

*

Rezept-Rätsel: Wacht, mei, ster = Wachtmeister.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.